

# Auf fremder Eisenbahn

Autor(en): **Rychener, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 45

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648555>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Menschenliebe strömte aus der ersten Wiege, die von gütiger Hand im Jahre 1873 ins liebe, alte Haus im Münzgraben getragen wurde. Sie barg in sich den Gedanken des Kinderhilfswerkes, den sie zur glücklichen Tat erhob.

Ein guter Stern möge auch fernerhin leuchten über dem Haus und seiner Krippe, der Mutterkrippe Berns.  
H. Sch.-D.

## Auf fremder Eisenbahn.

(Von einer Reise in Lettland.)

Von Riga nordwärts rollt der plump-eifertige Personenzug. Die schwere Lokomotive stampft, ihre langen Wagen klopfen in festem Rhythmus die Schienen auf Sand und Staub. Durch Wälder, Felder und Wiesen zieht sich der breite russische Eisenstrang, durch dürres, dürrstendes Land. Staub wirbelt neben den schmalen Fenstern vorbei, formt sich zu gewaltigen Wolken, die sich unentwegt hinter dem eilig dampfenden Zug verlieren. Matt steht die Vormittagssonne über dem endlos vorüberziehenden, ebenen Land. Eintönig ist das unablässige Rieseln von Staub an den schmalen, schräg hinausstehenden Fensterschuhladen. Brütende Hitze, trodene Stille im halbbesetzten hohen und breiten Wagen. Stumme und schlafende Fahrgäste. Massige Läden liegen starr in der Höhe über den Sitzplätzen. Unbekannte Menschen ruhen darauf lässig ausgestreckt im Halb- und Ganzschlaf. Andere lesen Zeitungen: Lettische und russische mit fremder Schrift. Fast alles sind Bauern, tragen hohe, schwere Stiefel.

Gegen Mittag kreischen die Bremsen vor Valk, der lettisch-estnischen Grenzstadt, von wo ich mein Reiseziel mit einem Nebenausbähnlein erreichen muß. Lettisch-Valk heißt der Bahnhof, und dieser Name verrät ein Stück Grenzkampf der jungen, ehemals russischen Staaten. Bei der Grenzfestlegung nach dem Weltkrieg machten Lettland wie Estland Anspruch auf diese bedeutende, völkisch gemischte Stadt. Schließlich blieb nur der eine Ausweg: halbieren. Und mitten durch die Stadt führt heute der farbige Grenzzaun, und jede Halbstadt besitzt ihren eigenen Bahnhof. Den Schalterdienst im Bahnhof versteht ein junges gewandtes Fräulein, antwortet mit größter Selbstverständlichkeit dem bunten Publikum auch in estnisch, russisch und deutsch, läßt nebenbei die lustigen Kügelchen eines flachen,

handlichen Zählrahmens hin- und herspielen, um so rasch und sicher Billette und Preise für Gepädbeförderungen zusammenzuzählen.

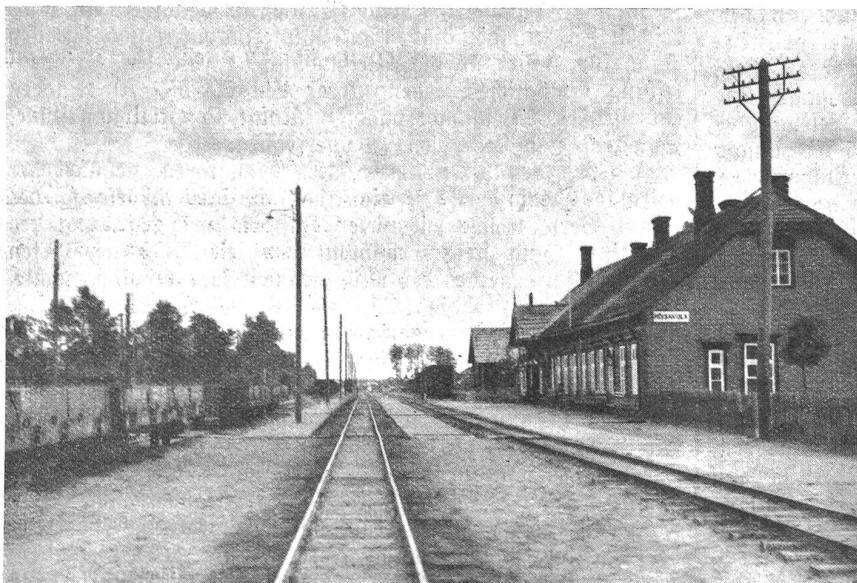
Neben dem rot-weiß-roten besagten Bahnhofgebäude aus Ziegelstein wartet schon das feste Bähnlein, steht gewaltig unter Dampf auf Spurweite fünfundsiebzig Zentimeter. An Wiedergaben jugendlicher Bilderbücher erinnert mich seine Lokomotive, ein altertümliches Möbel, woran der riesige, trichterförmige Schornstein die Hauptsache ist. Sie, die Kaffeemühle, scheint sich ordentlich auf die große Fahrt vorzubereiten. Sie faucht und zischt und ist in großer Aufregung. Vierzig Kilometer beanspruche ich von ihr, dazu braucht sie zweieinhalb Stunden und hat noch lange nicht ihr Endziel erreicht.

Ein schriller Pfiff, dann legt sie mächtig los, frech und frachend den Rauch von sich stoßend. Die langen, vierachsigen Wägelchen klappern blechern über die letzten Weichen hinaus in stilles Land. Dürre Wiesen ziehen dicht am Fenster vorbei, die Grillen zirpen, und heiß brennt die Sonne vom klarblauen Himmel herunter. Dann eine schwache Steigung und der schmale Schienenstrang schlüpft in einen Wald. Die Lokomotive verliert von ihrem frohen Uebermut. Sie bockt, hustet und zwingt mit Mühe die polternden Wägelchen in die schattige Waldschlucht. Würzig und erquickend ist der neue Atem, der Atem der greifbar nah vorüberflügender Tannen und Birken. Nachher kommt wieder offenes, weites Land. Mit ungewohnt kleiner Geschwindigkeit fahren wir unermüdet weiter. Keine heimatliche Straßen, nur schlechte, ausgefarrte Landwege kreuzen hier und da die Schienen. Nirgends sieht man Automobile, nur kleine, klapprige Einspänner, unter denen die staubigen Wege rauchen.

Bei einer kleinen Station gibt es kurzen Aufenthalt. Ein paar stille Bauerngehöfte, die sich aus mehreren Holzgebäuden zusammensetzen, umrahmen das einfache Stationshaus. Eine große Petrollaterne klebt schief an der Bretterwand neben dem niedrigen Eingang. Ein Stationsarbeiter rauscht mit nackten Füßen durch den Staub zum Gepädwagen, um Güter auszuladen. Auf einem weiten ausgefarrten Platz neben dem Geleise steht ungeduldig ein Pferd mit kühnem, malerischen Krummholz hinter dem Kopf und kleinem, einfachen Holzwagen. Ein heimkehrender Bauer mit Stiefeln und dunkler Schildmütze übernimmt das Fahrzeug und klappert eilig davon, weithin von Staubwolken verfolgt. Weit in der Runde wogt stilles, ebenes Land in bunter Harmonie: goldene Getreidefelder, hellbraune Flächen, trodengrüne Wiesen, leichter Wellengang ferner, dunkelblauer Wälder. Darin wie verankerte Schiffe vereinzelt liegende Gehöfte.

Das Bähnlein klopft weiter. Ab und zu zeigt das Geleise seine Schwächen, und die Wagen schaukeln hin und her, als wollten sie ihren lebendigen Inhalt nach rechts und links in den Graben schmeißen. Dann heult die Lokomotive wieder los, daß ihr dabei kein Dzeandampfer nachkäme. Grund: Eine dunkelbraune Kuh suchte friedlich ihr Futter auf dem Geleise. Plump hüpfte sie zur still grasenden Herde zurück.

Ich setze mich in die Wagenecke, entzünde eine Zigarette. Wird wohl Raucherabteil sein, Aschenbecher sind ja vorhanden und etwas einzuwenden hat auch niemand. Nicht einmal der korrekte Herr gegenüber mit der Brille, von dem ich wetten würde, daß es ein Schulmeister ist. Bald darauf kommt der Schaffner, macht Halt und spricht für mich unverständliche Worte.



Abend in Mõisaküla (Lettland), Endbahnhof der geschilderten „Nebenbahn“.

Nichts ahnend rauche ich vergnügt weiter. Doch bald merke ich, wen es angeht. Sein Säklein steigt sich in forte, bleibt dem Sinn nach nicht mehr unverständlich, und alles schaut mit schadenfrohem Wohlbehagen auf den armen sprachlosen Sünder, der vom pflichtgetreuen Schaffner mit würdevoller Miene abgeführt wird — und draußen auf der Plattform seine verhängnisvolle Zigarette zu Ende rauchen darf. Erst jetzt sehe ich: „Nesmeekeetaajem“, prangt im Wagen, und mein kleiner lettischer Sprachschak hat eine nicht zu unterschätzende Erweiterung erfahren.

Nach halbstündiger Fahrt folgt eine Station mit längerem Aufenthalt. Die erschöpfte Lokomotive wird mit Wasser und Holz gestärkt. Dann legen sich Führer und Heizer neben der kochenden Maschine im Grase einer Wiese nieder. Einige gemütliche Fahrgäste gesellen sich zu ihnen, und sie plaudern vergnügt und unbekümmert. Drei wohlbeleibte Herren verlassen ebenfalls den Zug, um sich die ausgetreteten Ladenschäke eines in der Nähe liegenden Stummen Sägewerkes anzusehen. Mit Kennerblick betrachten sie das Holz, betasten es prüfend und diskutieren. Endlich ist der Vorstand fertig mit Ausladen. Rasch wischt er sich noch den Schweiß von der Stirne. Dann gibt er das Abfahrtszeichen und jagt weit vorne die gemütliche Gesellschaft aus der Wiese. Der Lokomotivführer und der Heizer klettern in die kleine Maschine, lassen sie mächtig losheulen, um die drei „Holzinteressenten“ herbeizurufen, die noch immer mit den Laden zu schaffen haben. Zwei von ihnen beginnen sofort ihren plumpen Lauf nach dem abfahrenden Zug. Der dritte mißt noch schnell einen Laden zu Ende, faltet hastig seinen Meter zusammen, startet, strauchelt über einen im Grase versteckt liegenden Balken, gibt geschickt Gegenwicht und landet glücklich im anfahrenden Wagen. Mit mächtigem Dampfgeziß geht's weiter im gewohnten Takt. Irgendwo nimmt ein bellender Hund das Rennen auf mit uns. Lange Zeit verfolgt er die krachende Bahn mit leichtem Trab, um dann in einen Wald abzubiegen.

Durch das Wagenfenster nach vorne schauend sehe ich den Heizer, oder ist es sogar der Lokomotivführer? Er sitzt hembärmlich auf einem federnden Sessel neben der schwarzqualmenden, neugestärkten Lokomotive draußen in der Luft und raucht friedlich eine Papyrus. Muß er hier draußen sitzen, um die Lokomotive im Gleichgewicht zu halten? Hat ihn der Partner wegen Platzmangel hinausgeschickt, oder muß von hier gar schauen, ob noch alle Schienen vorhanden seien? Mit diesen Fragen könnten wir aber den Generaldirektor der Bahn beleidigen. Der Gerechtigkeit halber sei noch erwähnt, daß man für einen Schweizerfranken zwei Stunden lang fahren darf.

Langsam, mit schonungsvollem, eindrucklosem Tempo und großem klopfendem Gepolter hält die Bahn ihren Einzug in Rujene, meinem Endziel. Rasch öffne ich meinen Koffer und gewahre: die mitgebrachten Alpenrosen sind verdorrt, trostlos verdorrt. Und mit ihrem Apenduft wollte ich meinen Onkel überraschen, der vor Jahren hierher ausgewandert ist.

Hans Rydhener.

## Die berufstätige Tochter im Elternhaus.

Zwei Briefe. Von ... elf.

### I. Brief:

Liebe Marie, Du weißt, daß ich von Kindheit an gewohnt bin, mit allen meinen Erfahrungen und Sorgen zu Dir zu kommen. Erschrick nicht, es handelt sich diesmal eher um etwas Erfreuliches als Besorgniserregendes und doch scheint es mir, als hätte ich Deinen Rat, die Aussprache mit Dir, noch nie so nötig gebraucht als jetzt.

Wie ich Dir ja schon geschrieben habe, hat meine Tochter ihr Studium mit Erfolg beendet und auch gleich eine Stellung als Sekretärin in einem großen Geschäftshaus gefunden. Das ist in der heutigen Zeit ein großes Glück, besonders da sie ein für den Anfang recht nettes Gehalt bezieht. Sie ist ganz selig, jeden Monatsersten soviel Geld zur freien Verfügung zu haben, denn wir hielten sie bisher mit Taschengeld ziemlich knapp. Du kennst ja meine Neigung zu Sparsamkeit und Einfachheit. Lily ging immer nett und modern gekleidet, aber im Verhältnis zu ihren Freundinnen doch recht einfach und ich hatte manchen Kampf mit ihr zu bestehen, wenn die Wäsche nur aus gutem Battiststoff statt aus soie lavable bestand, wenn der Mantel keinen echten Pelzbesatz bekam und das neue Kleid von der Haus Schneiderin angefertigt werden sollte.

Jetzt ist das freilich alles anders geworden, denn ich habe nichts mehr dreinzureden. Lily hat viel Geschmack, jeden Monat werden reizende Neuanschaffungen gemacht und wenn ich etwas einwenden will, so heißt es gleich: „Mutti, das ist doch mein Geld, von dem ich mir die Sachen kaufe!“ Vielleicht denke ich zu altmodisch. Mein Mann lacht mich aus und will nichts davon wissen, daß Lily etwas zum Haushalt beisteuert. Wir hätten es Gott sei Dank nicht nötig und das Kind solle seine Jugend nur genießen. Auch ich gönne ihr die Freude, aber ich finde es doch nicht richtig, all das Geld für Kleider und Vergnügungen auszugeben, während viele junge Mädchen, die nicht mehr Gehalt haben, sich davon nicht nur selbst erhalten, sondern auch ihre Familie unterstützen müssen. Man weiß ja nie, was die Zukunft bringt, deshalb sollte man sich lieber nicht an Ansprüche gewöhnen, die sich später vielleicht nicht aufrecht erhalten lassen.

An eine Hilfe im Haushalt ist unter diesen Umständen natürlich ebenfalls nicht zu denken. Die Bureautunden dauern zwar nur bis sechs Uhr, aber Lily sagt, sie sei dann viel zu müde, um auch nur ihre Strümpfe zu stopfen. Sie geht lieber Eislaufen, Tanzen und Tennis spielen, als Gegenwicht für das viele Sitzen den ganzen Tag, macht über den Sonntag Ausflüge mit Freunden und viele der jungen Leute kommen auch zu uns ins Haus. Es herrscht ein kameradschaftlicher und ziemlich freier Ton, der mir nicht immer zusagt. Offen gestanden meine ich, daß er eigentlich erst durch meine Anwesenheit anstößig wird. Die Jungen finden nichts dabei und denken sich wohl auch nichts Schlimmes bei ihren Vertraulichkeiten, aber als Mutter fällt es mir schwer, sie zu dulden, und verbieten kann ich sie doch auch nicht.

Sage Du mir, ob Du mich ebenfalls so altmodisch und lächerlich findest, wie die andern es tun!

Deine kleinnütige Luise.

### II. Brief.

Liebe Luise, Deine Klage ist die aller modernen Mütter, die zu schwach waren, ihren Kindern gegenüber eine gewisse Autorität zu wahren. Du weißt, ich habe die meinen nie übertrieben streng behandelt, aber ich hielt darauf, daß meine Meinung geachtet wurde und da ich sie nur in wichtigeren Angelegenheiten geltend machte und nicht an Nörgeleien verschwendete, so ist mir das auch einigermaßen gelungen.

Dem Einwand, den Du gegen den Ton der modernen Geselligkeit erhebst, und der ja an sich sehr berechtigt ist, entziehe ich mich, soweit ich kann, auf die einfachste Art: ich überlasse die Jugend sich selbst. Sie hat heute so viel Gelegenheit dazu, unter sich zu sein, im Bureau, beim Sport, beim Tanz, daß man sie auch im Hause nicht zu überwachen braucht und ihr das Vertrauen schenken muß, auch unbeobachtet nichts Unrechtes zu tun. Die Anwesenheit der ältern Generation stört ja doch immer, auch wenn es noch